Predigt zur Einführung in das Amt des Polizeiseelsorgers
Von Markus Bischof

Galater 6 (BasisBibel)

Kanzelgruß

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Predigt

Liebe Schwestern und Brüder,

als ich die Einladung zu diesem Gottesdienst gelesen habe, habe ich mich kurz gefreut. Da stand: Einführung in das Amt des Landespfarrers für Polizeiseelsorge. Eine Beförderung – und keiner hat mir was gesagt.

Es war dann doch nur ein Büroversehen. Ich bin Diakon. Und das bleibe ich auch – sehr gern. Diakon heißt übersetzt: Diener. Und das passt ganz gut zu dem, worum es heute geht.

Vielleicht habt ihr euch schon gewundert, warum auf eurem Programm ein Esel ist.

Meine letzte Stelle in der Jugendhilfe war ein Bauernhof. Und auf diesem Hof lebten zwei Esel. Geschwister: Tamy und Rosali. Die Kinder haben sie versorgt – gefüttert, gestriegelt, den Stall ausgemistet.

In meinem ersten Leben war ich Koch. Und als Koch weiß man: Liebe geht durch den Magen. Also hatte ich immer Leckerli mit Banane in der Tasche. Das wussten die beiden natürlich. Und sie haben sie sich geholt – im Team. Die eine hat sich vor mich gestellt, mich bedrängt, mich abgelenkt. Und während ich mit ihr beschäftigt war, kam die andere von hinten und hat mir die Taschen ausgeräumt.

Wenn das keine vorbildliche Einsatztaktik ist …

Die beiden haben mir für das, was ich heute tue, mehr beigebracht als manche Fortbildung.

Was genau – dazu komme ich noch.

Seit 2018 bin ich Seelsorger. Lange genug, um zu wissen, was die Leute erwarten, wenn der Seelsorger kommt: dass jetzt die richtigen Worte fallen. Der Satz, der alles ein bisschen leichter macht. Ich musste früh lernen, dass ich diesen Satz oft nicht habe. Und mehr noch: dass ich am wenigsten geholfen habe, wenn ich versucht habe, etwas Kluges zu sagen.

Predigt zur Einführung in das Amt des Polizeiseelsorgers
Von Markus Bischof

Einen Spruch, der das Schwere leicht macht, habe ich also nicht. Und nirgends fehlt er so sehr wie dort, wo ihr arbeitet.

Das Schwere, das euch begegnet, lässt sich nicht wegtrösten. Der Einsatz, der nicht mehr aus dem Kopf geht. Das Bild, das bleibt. Die Frage, ob man richtig gehandelt hat, die einen nachts noch umtreibt. Dafür habe ich keinen Spruch. Den gibt es nicht.

Aber genau dafür gibt es diesen Dienst. Damit ihr mit dem, was ihr tragt, nicht allein bleibt.

Schwestern und Brüder,

vor fast zweitausend Jahren hat der Apostel Paulus einen Brief an die Gemeinden in Galatien geschrieben. Darin steht ein Satz, an dem ich hängenbleibe:

„Helft einander, die Lasten zu tragen.“

Mir fällt an diesem Satz vor allem auf, was nicht drinsteht. Kein Wort davon, dass die Last verschwindet. Kein Wort davon, dass einer sie dem anderen abnimmt. Bestenfalls wird sie etwas leichter, denn man trägt sie nicht mehr allein.

Und das ist genau der Unterschied, auf den es mir ankommt.

Jeder von uns trägt etwas. Der eine das, was er von zu Hause mit in den Dienst nimmt – den Streit, die Sorge um ein Kind, die Trauer um einen Menschen, der fehlt. Die andere die Ohnmacht, zu spät gekommen zu sein. Einer die Beleidigungen, das Anspucken, die Angriffe, die er im Dienst einsteckt und mit nach Hause nimmt. Und einer die Scham über einen Fehler, den er gemacht hat und nicht mehr ungeschehen machen kann. Lauter verschiedene Lasten – und doch haben sie etwas gemeinsam: Da ist ein Gefühl, das wehtut, das uns niederdrückt.

Und jetzt stellen wir uns jemanden vor, der sagt: „Sieh es doch nicht so eng. Vergiss es. Ist doch halb so schlimm.“ Der das Gefühl wegreden will.

Hilft das? Oder verletzt es?

Ich glaube: Es verletzt. Denn dieses Gefühl ist kein Defekt. Es ist kein Schaden, der repariert werden muss.

Und manchmal sagt man sich das ja selbst. Stell dich nicht so an. Andere stecken das doch auch weg. Angst darf ich nicht haben. Wut muss ich runterschlucken. Ich müsste härter sein.

Nein. Nichts davon heißt, dass mit einem Menschen etwas nicht stimmt. Es heißt nicht, dass er zu weich ist.

Wem ein Einsatz nachgeht, der hat ein Gewissen. Wer Angst hatte, wusste, was auf dem Spiel stand. Und wer wütend ist, dem ist das Unrecht nicht egal.

Da ist einer Mensch geblieben.

Wer dieses Gefühl wegnimmt, der nimmt nicht die Last. Der nimmt einem Menschen ein Stück seiner Menschlichkeit.

Darum: tragen helfen, nicht abnehmen. Denn die Last gehört zu ihm. Nur ein paar Sätze weiter schreibt Paulus nämlich:

> **„Jeder wird seine eigene Last zu tragen haben."**

Das klingt wie ein Widerspruch. Ist aber keiner. Es ist die ganze Wahrheit in zwei Sätzen: Die eigene Last bleibt die eigene. Niemand kann sie einem abnehmen. Aber niemand muss sie allein tragen.

Das könnte einen ratlos machen. Wenn ich nichts wegnehmen kann – wozu dann das alles? Wozu ein Seelsorger, der nur dableibt?

Gegen Ende des Briefes hat Paulus dafür noch einen Satz. Und der klingt fast trotzig:

> **„Lasst uns nicht müde werden, das Rechte zu tun. Wir dürfen nur nicht vorher aufgeben."**

Das ist kein frommer Zuspruch. Das ist Sturheit. Heilige Sturheit, wenn man so will.

Und damit bin ich wieder bei Tamy und Rosali.

Wenn ein Kind neu auf den Hof kam, rannte es meistens gleich auf sie zu, weil es sie streicheln wollte. Und die beiden zogen sich zurück. Oder sie schubsten das Kind einfach weg. So lange, bis es gelernt hatte: Ruhig hingehen. Stehen bleiben. Und dann warten, ob sie kommen.

Man sagt, Esel seien stur. Ich glaube, sie wissen einfach, was sie brauchen. Und sie sind Lasttiere. Seit Jahrtausenden tragen sie, was Menschen allein nicht tragen können.

Vielleicht bin ich selbst ein bisschen Esel. Stur, das sowieso. Aber hoffnungsstur.

Und diese Sturheit braucht es. Denn wer dem anderen beim Tragen hilft, wer dableibt, statt wegzulaufen, der trägt Dinge mit, hält sie mit aus. Und manchmal sieht es aus, als brächte es nichts. Als würde sich nichts ändern. Als trüge man umsonst.

Ich tue diesen Dienst in dem vollen Wissen, dass ich niemandem seine Last abnehmen kann. Dass ich keinen Einsatz ungeschehen mache, keine Trauer wegrede, keinen Fehler aus der Welt schaffe.

Und ich bleibe trotzdem dabei. Weil ich stur genug bin zu glauben, dass es etwas verändert, wenn ein Mensch einem anderen beisteht. Mit ihm aushält. Oder besser noch: mit ihm durchhält.

Und ich weiß, woher diese Sturheit kommt. Für mich als Diakon trägt jeder Mensch das Bild Gottes – nicht weil er etwas leistet, nicht weil er stark ist oder fehlerfrei, sondern einfach, weil er ist. Diese Würde kann ihm nichts nehmen: kein Einsatz, kein Fehler, keine schwere Stunde. Und wer das glaubt, der kann gar nicht anders, als hoffnungsstur zu bleiben. Der bleibt da. Weil der Mensch vor ihm es wert ist.

Schwestern und Brüder, ich komme zum Schluss.

Was Tamy und Rosali den Kindern beigebracht haben, lerne ich in diesem Dienst immer wieder neu: Nähe kann man nicht herstellen. Man kann nur da sein und warten, ob sie entsteht.

Das biete ich euch an: Ich bin da. Ihr entscheidet, ob, wann und worüber wir reden. Und wenn ihr mich lasst, dann bleibe ich da, auch wenn es schwer wird. Was ihr mir sagt, bleibt bei mir. Kein Bericht. Kein Urteil.

Ich will für die da sein, die für andere einstehen.

Die Last nehme ich niemandem ab. Aber tragen helfe ich gern.

Amen.

Kanzelsegen

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.